

Dr. Zamenhofs Alphabet

Daniel Stotz | Zürich | CH

Im Roman mit dem Arbeitstitel „Haber und Zamenhof, oder Das Heft in die Hand“ verwebt Daniel Stotz das Leben von Ludwik Lejzer Zamenhof, dem Humanisten und Begründer der Welthilfssprache Esperanto, mit der Biographie des Chemikers Fritz Haber, dessen Leistungen – u.a. die Entdeckung des industriellen Prozesses zur Ammoniaksynthese und die wissenschaftliche Unterstützung des Gaskampfes – kontrovers beurteilt werden. Die beiden gegensätzlichen Männer, beides Juden aus dem Staatsgebiet des heutigen Polen, haben sich nie getroffen ausser vielleicht im Kopf des Erzählers. Die (gekürzten) Ausschnitte stammen aus dem dritten Zamenhof-Kapitel, das in der Form des Esperanto-Alphabets die Zeit (im Jahr 1885) schildert, als der in Moskau, Warschau und Wien ausgebildete Mediziner in der litauischen Provinz seine Kunstsprache verbessert und gleichzeitig feststellt, dass er sich als Arzt von den Leiden der bedürftigen Menschen überwältigen lässt.

Aa

Das Ende eines **Anfangs**: nach vier Monaten schon verlässt Dr. Zamenhof das Städtchen Veisiejai wieder, sein erster Versuch als Arzt ein Auskommen zu finden missrät.

Er ist nicht aus freien Stücken in diesem litauischen Hinterwaldland angelandet, Fania hat ihn gerufen in der Not. Ihr Ehemann Alexej, den er von der Moskauer Fakultät kennt, den er gar mit seiner Schwester zusammengebracht hat, ist erkrankt, er kann sich vor Schwindel kaum mehr auf den Beinen halten, und seine Praxis ist verwaist.

Erst eben hat sich sein Schwager ein wenig Vertrauen verschafft, hat überhaupt erstmals richtige Medikamente in die Gegend eingeführt. Wer hier krank wird oder die bösen Geister fernhalten will, eilt oder schleppt sich lieber zu Kuklianski, dem Scharlatan, vielleicht der letzte Hexer dieser Gegend.

Die Apotheke mit ihrem Hinterzimmer, wo sich bereits der Staub gesetzt hat, wird nur von wenigen aufgesucht, Dr. Zamenhof muss sich schon zu den Patienten hinbemühen, wenn er dem Konkurrenten zuvor kommen will. Fast würde er es als Glück bezeichnen, dass man ihn in Ruhe lässt, so schliesst er sich oft schon um fünf Uhr nachmittags in sein Zimmerchen ein und schreibt neue Einträge auf festes Papier.

Bb

Am liebsten aber gleitet er mit Schwager Alexejs **Boot** auf den stillen See hinaus und führt Selbstgespräche.

Wie Kristallschnüre perlen die sonnedurchstochenen Wassertropfen vom langsam bewegten Ruderblatt.

Am Ende der Worte genügen sich die Dinge der Natur selbst.

Hier bleiben?

Ein Leben als Landarzt führen in Berührung mit den Nöten der Bauern und Marktfrauen, den Redensarten der stoischen Alten, die zäh am schwielenhändigen Leben hängen?

Er rudert um die Spitze der Halbinsel herum, damit man das Boot nicht sähe, des Doktors Trägheit nach durchgearbeiteter Nacht.

Im dunklen Grün spiegeln sich die Fichtenwipfel.

Oft liegt er rücklings auf dem Boden,

lässt sich treiben,

murmelt vor sich hin,

Silben schmiedend.



Cc [ts]

Ein Wortschöpfer ist er nun erneut und vollends. Nach der langen Zeit der Latenz, als er unter der Fuchtel des Vaters stand und tatsächlich Angst hatte vor den unsichtbaren Ohren des Zaren, als er nichts mehr aufschrieb und das ganze System im Kopf neu erschuf auf den erinnerten Fundamenten der *lingwe universala* seiner Jugendjahre, lässt er nun jegliche Hemmungen fahren.

Nachdem Fania und der ermattete Schwager zu Bett gegangen sind, hämmert er aus dem alten Blech der indoeuropäischen Idiome seine Werkstücke zurecht. Den Preis der Übermüdung zahlt er mit Augenbrennen und dem Verlust von Haupthaar. Das *vortaro*, der Wortschatz, soll nur eine vorläufige Liste sein, repräsentative Beispiele, die sich zu Wendungen fügen lassen.

Wie er die Begriffe auswählt aus dem schier unendlichen Fundus des Existierenden und Vorstellbaren hat wenig System, dessen ist er sich bewusst, jedoch ist es ja nur der Anfang, andere werden weiterbauen, und ist es nicht gar erwünscht, dass die Poetik der Willkür die *lingvo* befruchtet, denn sie ist unwiderlegbar eine Kunstsprache?

Und also pflückt er sich die grossen Ideen: die Liebe (die sich ihm stets entzieht), den Schmerz (dieses Flackern in den Augen seiner Patienten), die Glut, ja, aber auch das Konkrete im Allgemeinen: das Feuer (*fajro*), die Asche (*cin-dro*) und die Tätigkeiten (braten – *rošti*, essen – *manĝi*) aus der mit Luftgeistern überfüllten Atmosphäre der litauischen Wald- und Seenlandschaft.

Und schliesslich, Muster des Lebendigen: die Kornblumen, die er am Wegrand bei einem sommerlichen Krankenbesuch vorfindet, verewigt er mit dem Verweis auf ihren cyanblauen Farbton als *cejano*, dem Hirsch, der ihn unvermittelt aus der Uferböschung heraus anglotzt, schafft er ein Denkmal mit *cervo*, natürlich, auch wenn ihm die russische Wurzel олѣнь (olén) ebenso gefiele.

Unvermittelt lacht er schallend auf, das Echo seiner Gedanken kommt über den gekräuselten See zurück, als ob er über diese Absurdität erschauerte: „Denkmal“, „verewigt“! Niemand weiss doch von Dr. Zamenhofs geheimen MACHENSCHAFTEN. Seine benannte Welt ist allen unbekannt. Noch.

Ee

Einer, der unter der niederschmetternden **Einsamkeit** leidet in dieser fernen Provinz, obzwar nur eine Tagesreise von seinem Geburtsort entfernt, im bretterbeschlagenen Haus seiner Schwester einquartiert, eine kleine Familie um sich wissend, verwandte Seelen im Städtchen, die zur Synagoge gehen und eigentlich sehr klug sind, jedoch ihre Hüte und ihre Bärte, ihr Gesang und ihr fortwährendes Torah-Studium, das alles ist ihm fremd.

Ihm, der nie zwischen den zwei Fragen unterscheiden kann: Was soll aus meinem Volk werden, wenn alle erst mal aufwachen?

Was soll meine Sprache bewirken, wenn sie unser aller ist?

Ff

Vielleicht ist sie ja eine **Flechte** oder ein Pilz? Wächst zunächst, wuchert dann, still und ungesehen im Innern eines Altholzes, in einem fauligen Spalt.

Sporen, Lamellen und Verästelungen.

Wenn man durch die Lupe schaute, würde man in sich geschlossene Welten erkennen,

Ineinandergreifendes, Zusammengewürfeltes.

Wer den Bauplan nicht kennt,

würde nur Zufall vermuten.

Zamenhof kennt die Muster und Regeln,

er hat sie ja erschaffen.

In seinem vegetativen Reich gibt es eine Evolution.

Untaugliches geht ein,

verkümmerte Sprossen welken weg.

Das Gebilde passt sich an – woran denn aber?

Allmählich merkt er, dass einfach und biegsam zu sein nicht ausreicht, die *lingvo* lebt in der Schönheit des Klangs erst auf.

Ĝĝ [dsch]

An diese Wortwurzel denkt er erst spät: **ĝoj-** wie in **ĝojo**, die Freude

oder auch: das Gefühl von Glück,

aber es ist notwendig, dass er sie durchkonjugiert:

mi **ĝojas**, ich freue mich

vi **ĝojas**

li **ĝojas**

ŝi **ĝojas**

und so fort im Indikativ, ohne Flektion,

denn der Doktor erlebt in Litauen durchaus Freuden:

den ehrlichen Dank von Genesenden

ein Nachtmahl, von Fania mit Sorgfalt zubereitet

einen Brief von der Mame, auch wenn im Ton gedämpft

die Lieferung eines lang benötigten Medikaments

das Lachen der Kinder auf der Strasse, wenn sie ihre Murmeln klickern lassen.

Die grösste Freude aber empfindet er, wenn er dahingleitet, so langsam wie nur möglich,

in voranschreitender Dämmerung

auf dem See,

ein Schwan verharrt auf dem schwarzen Spiegel als Inbegriff der Ruhe,

den Kopf und den langen Hals in sein Gefieder geschmiegt,

und die Stimme des Seetauchers hebt an,

ein einsames Echo auf die gesammelten Sehnsüchte des Lebens.

Den Doktor zerreisst es fast vor schwerem Glück – dem Versprechen von Glück eher.

Am Ende des Alphabets:

das Warten wird sich gelohnt haben.

Schon jetzt das Silber auf dem Kamm der Wellchen.

Hh

Er darf mit niemandem über das Gewächs in seinem **Hirn** sprechen, auch wenn das Gelöbnis gegenüber seinem Vater – mit der Vollendung seines Werks zu warten bis nach Abschluss des Studiums – nicht mehr gilt.

Verdächtig würde er sich machen bei den Instanzen, die über seine Zukunft entscheiden werden: die Universität, die Behörde, welche Praxislizenzen vergibt, nicht zuletzt seine gegenwärtigen und zukünftigen Patienten, die sich kaum einem Spinner anvertrauen würden, der mittels einer erfundenen Sprache die Welt zu befrieden trachtet.

Ĥĥ [ch]

Achtundzwanzig Zeichen, das ist sein Baukasten, und genau gleich viele Laute nur soll es geben. Die *lingvo internacia* wird die einzige Sprache sein, die eine vollkommene Übereinstimmung zwischen Schrift- und Lautbild bietet: keine Doppellaute, versteckt in einem Buchstaben (mach mir kein X vor!), umgekehrt keine Zeichenkombinationen, die doch nur einen Laut anzeigen (ch, sch, sz und was der deutschen und polnischen Zumutungen mehr sind, vom Englischen – gh, oo, ck, ea – ganz zu schweigen), kurz: es braucht einfachste Entsprechungen, achtundzwanzig Zeichen genügen.

Gut, er muss mit Haken und Ösen werken, die er als Dächlein über die Buchstaben klemmt, aber wenigstens keine altbekannten Akzente wie *aigu*, *grave* und *tréma*. Und er überlegt sich reiflich, ob er den diakritischen Zierrat wirklich will. Es gibt leider Wurzeln, die er braucht, sie kommen aus dem Arabischen oder Griechischen, die Chemie, das Chaos – oder soll er wie im Volapük das ch durch ein k ersetzen, also *kemio*, *kaoso*? Würden die Menschen es ihm nachsehen?

Er bringt es nicht übers Herz, nicht zuletzt weil er nicht Untaugliches nachahmen will. Also bleibt's beim h mit Dach, bei *ĥemio* und *ĥaoso*, die Akzente ein *ĥo* der Vogelflüge über seinem See.

li

Nein, die Sprache soll nicht universell sein, diesen Anspruch will er nicht erheben. Die Menschen sollen weiterhin an ihren Muttersprachen hängen, sie pflegen und im Einklang mit der Evolution ihrer

Gesellschaft verändern. Aber seine **Internationale Sprache** wird als einzig nötige Verständigungssprache dienen. Nur schon im Zarenreich wäre sie eine grosse Hilfe. Polen, Finnen, Letten, Mordwinen, Kirgisen, Osseten, Armenier, er weiss selbst nicht wie viele Volksgruppen Alexander III. untertan sind, sie alle könnten sich untereinander in der neutralen Sprache unterhalten, und vielleicht wäre dies der Anfang einer sachten Befreiung.

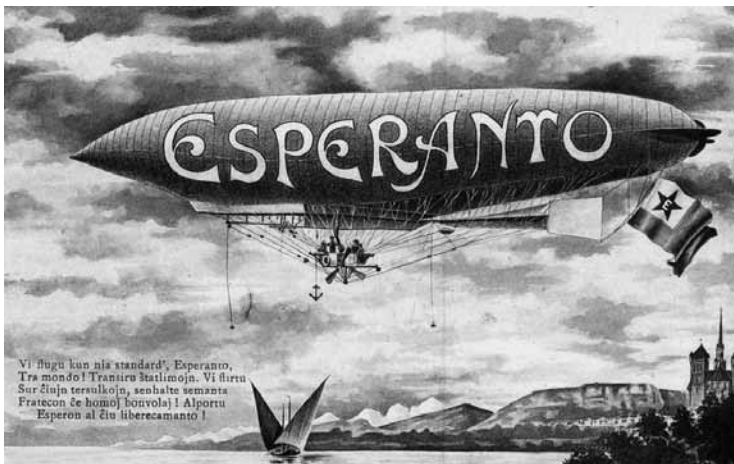
Die Repression hat neue Formen angenommen, man wäre nicht weiter erstaunt, wenn die Sklaverei wieder eingeführt würde. Vermeintliche Verschwörer werden von der Geheimpolizei erbarmungslos ausspioniert und verfolgt. Im Mai 1887 werden fünf von ihnen erhängt. Alles Westliche ist dem Zaren suspekt, er schottet sein Riesenreich möglichst ab.

Lejzer Zamenhof weiss zu genau, dass sein Unterfangen Zündstoff birgt, und er fragt sich immer dringlicher, wie er überhaupt eine Veröffentlichung wagen kann, wie die Zensur zu umgehen wäre. Er bräuchte einen Paten, eine schützende Hand. Jemand wie Graf Tolstoi, aber es wäre vermessen, an ihn zu gelangen, und er verwirft den Gedanken wieder.

Aber am Namen hält er nun fest: *inter* = zwischen, aber auch unter (*parmi*, *among*), *nacioj* = die Nationen, Völker. Doch was sind diese, wenn nicht in sich gespaltene, nein: vielfarbige Wesenheiten, es ist wie mit den Flechten und Pilzen, wenn man nah genug hinschaut, sieht man Verästelungen ohne Zahl, Verschiedenheiten, die jeden Rahmen und Namen sprengen, was am Ende bleibt sind Familien, die den Lebenskampf zusammen zu bestehen haben, Generationen, die ineinandergreifen und sich wieder zerstreuen.

Ĵĵ [sh]

Und doch verrennt er sich manchmal in der Komplexität. Die möglichst grosse Einfachheit will er anstreben, und gleichzeitig die *lingvo* nähren aus den Futterstellen der vertrauten Sprachen Europas. Nachdem er schon längst wieder zurück in Warschau ist und das *vortaro* abgeschlossen hat, stellt er eine Merkwürdigkeit fest, drei Wörter, die alle auf dieselbe lateinische Wurzel (*ius*) zurückgehen und doch unterschiedliche Konzepte vertreten: *ĵus* bezeichnet einen kaum vergangenen Moment (soeben), es kann auch mit „genau, präzise“ übersetzt werden (jedem Franzosen und Engländer leuchtet das sogleich ein). Davon ein gutes Stück entfernt ist *ĵusta*, das Adjektiv, das dem Richter oder Vater gut anstünde, denn sie müssen ja gerecht sein.



Doch eine richtige Antwort ist nicht immer gerecht. Der Doktor erkennt mit Schreck, dass er, als er das Wort für „recht, richtig“ wählte, nämlich *ĝusta*, gar nicht mehr an die anderen Ableitungen dachte.

Nun hat er den Wirrwarr: eine Wurzel, drei Anlaute. Ihm selbst macht es ja nichts aus, sonst wäre er in seinen inneren Dialogen schon darüber gestolpert. Für den Novizen zieht diese Unbedachtheit aber Komplikationen nach sich. Warum nur ist ihm das unterlaufen? War er zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt?

Nun ist es zu spät um noch etwas zu ändern, die Druckfahnen liegen schon vor. Er behilft sich mit der Erklärung, dass auch feinste Nuancen deutlich voneinander abgehoben werden müssen. Ob er auf dem richtigen Weg geht, *sur la ĝusta vojo*, oder der gerechten Sache dient, *justa celo*, ist nicht zwingend dasselbe, obwohl er trotz allen Fehlern, die er macht, das Gefühl hat, für ihn gelte beides.

Kk

Die Wörter müssen **Klang** haben, die Phrasen Taktmass.

Seit er die Plansprache Volapük kennengelernt hat – heisskalter Schreck zuerst: einer könnte ihm seinen Traum gestohlen haben, aber nein –

ist er sicher: singen und dichten muss man in der neuen Fassung können, darum die runde Endung für alle Substantive in seiner neuen Fassung: *lingvo internacia*

und das schallende Offene zum Abschluss jeden Adjektivs.

Und: sie muss aus dem Schatz der natürlich gewachsenen Sprachen das Liebstgewonnene, das Kenntlichste schöpfen, darum: *stelo*

und nicht: *stel* (Volapük)

darum: *lakto*

und nicht: *milig* (Volapük)

auch: *granda*

und nicht: *gretik* (Volapük)

Die Welt ist Klang: *Mondo estas sono*.

Und nicht: *Vol binos tonön*.

Nn

Non, njet, no, nie, nein – warum nur klingt in fast jeder Sprache das Gegenteil von Ja mit diesem Nasal an? Die Zungenspitze stemmt sich gegen das Zahnbett in einer Geste von Trotz, Luft entweicht seitwärts und nach oben. Auch seine Lösung heisst unmissverständlich **ne** für ‚nein‘ und ‚nicht‘, *nek – nek* für ‚weder – noch‘; *neniam* gilt als ‚niemals‘ und *neino* für ‚nichts‘.

Er könnte alles auf den Kopf stellen und mit einer konträren Festlegung die Leute zum Nachdenken bringen. Sagen nicht die Griechen heute *ne*, wenn sie ‚ja‘ meinen? Unsinn, damit mindert er die Chance, dass seine Sprache je akzeptiert wird. Er will allen entgegenkommen, gut Freund sein mit dem Bekannten. Und die Negation ist eine der wichtigsten Tugenden: Man muss ohne Komplikation Nein sagen können.

Nach dem Tod des Mädchens Zyvile ergänzt er: Man muss Nein sagen können, um etwas anderem aus vollem Herzen zuzustimmen. Im Monat Mai des Jahres 1885 beschliesst Dr. Zamenhof, die Allgemeinpraxis aufzugeben und sich zum Facharzt ausbilden zu lassen.

Der Andrang der Menschen mit ihren Wunden und unsichtbaren inneren Leiden würde ihm alles Leben aus den Adern saugen. Er müss-

te alles andere aufgeben, die *lingvo*, die Aussicht auf eine wie immer geartete Liebe und das Glück könnte er wohl nur in den kleinen Gesten der Kranken finden, wenn er sich zu ihnen in ihre Betten legte, bevor sie stürben.

Pp

Plock. Stadt an der Weichsel, die da breit und trüg fliesst wie ein See auf schiefer Ebene. Wieder hält ihn Wasser im Bann. Von der Terrasse vor der alten Abtei mit ihrem vielfältig rotgeprägten Backstein sieht er Kähne und Geäst über verschlammtem Ocker.

Sein Blick ruht sich aus auf dem flimmernden Band – er nimmt die Brille ab.

Abends dichtet er und ringt um Form und Botschaft:

Kiom de mi en silento

al vi iris jam oferoj!

Wie viel hab ich schon geopfert in der Stille von meinem Leben!

Seine ganze Jugend hat er hinweggegeben und ohne Belohnung sitzt er vor dem Altar seiner Pflicht.

Etwas treibt ihn weiter, weiter, weiter, ein *fajro*, ein Feuer – doch:

vivi ankaŭ mi deziras,

zu leben auch wünsche ich mir, mich hinzugeben der Lust.

Wenn dieses Gedicht gelingt, hat er den Beweis erbracht, dass seine Sprache alles trägt: Hoffnung Trost Wohlklang Wunden Leben und Tod.

Ist es nicht bezeichnend für ihn, dass es in Moll erklingt und keine ZuhörerIn findet?

Daniel Stotz

war bis Ende 2014 Redaktor von *Babylonia*. Hauptberuflich arbeitet er als Fremdsprachendidaktiker an der PH Zürich. Seine Publikationen in der Angewandten Linguistik befassen sich mit schulischem Fremdspracherwerb, Sprachenpolitik und Bildungsfragen. Nebenher verfasst er mit langem Atem *Romane*, die noch der Publikation harren.